

# In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 185.

Posen, den 14. August 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

## Richter Mayell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.  
4. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Er ist sicherlich ein famoser Kerl,“ meinte Mayell, dem nicht viel daran lag, seinen Freund gar zu heftig zu verteidigen.

„Sicherlich, sicherlich,“ stimmte der Attorney zu. „Alle derartigen Menschen sind famose Kerle. Wie schade, daß seine Begabung nicht in ruhigem Strome fließt, sondern wie eine brennende Rakete herum-schwirrt, hier, dort und überall und bei jeder Bewegung explodiert.“

Er rutschte vom Tisch herunter, auf dessen Ecke er gesessen hatte, und zog seinen Talar aus.

„Auf alle Fälle bin ich froh, daß Sie mit Cartwright geschäftlich nichts zu tun haben.“

Mayell machte keinen Versuch, dieser zweimal wiederholten Bemerkung ganz auf den Grund zu gehen.

Er ging zurück nach Cavendish Square in seine Wohnung und traf dort ein großäugiges, kleines Mädchen, das an diesem Tage von Hindhead hierher gebracht worden war, um „Onkel Max“ ihren monatlichen Besuch abzustatten.

Cartwright hatte seinen Freund nicht nach England begleitet, und zwar aus guten Gründen. Ein großer Teil seiner Arbeit mußte in Paris getan werden, wo er wichtige finanzielle Verbindungen unterhielt. Er bewohnte eine Etage, aus der man über die mächtige, aber nicht allzu elegante Avenue de la Grande Armée hinweg sah. Seine Wohnung lag im unmodernen Teil dieser unendlichen Durchfahrtsstraße, die Miete war also billiger, und außerdem konnte er unbeobachtet leben, als wenn er, wie es seinem Reichtum und seinem Stande entsprochen hätte, eine luxuriöse Etage dicht am Etoile gemietet hätte.

Jetzt hatte er eine Ausschusssitzung abzuhalten, eine zwangslose Sitzung, allerdings, die aber darum nicht weniger wichtig war.

Cartwright war der Vorsitzende und der Verwaltungsflecker des Londoner und Pariser Goldsyndikats, eines florierenden Unternehmens, daß große Aktienpakete in verschiedenen Ländern und Goldminen-Gesellschaften besaß und drei eigene Minen kontrollierte. Obgleich die Gesellschaft ein bescheidenes Einkommen aus ihrem Johannesburg-Besitz bezog, waren ihre Operationen doch nicht einzig und allein auf Goldgewinnung beschränkt. In Wirklichkeit machte sie außerdem Maklergeschäfte in großem Stil. Man spekulierte hoch und flug. Die Aktionäre erhielten selten weniger als 12½ Prozent Dividende, und es gab Jahre, in denen außerdem eine Prämie gezahlt wurde, die an Höhe der Aktien-Einlage gleichkam.

Es waren ungefähr hundertundfünfzigtausend Aktionäre, meistens kleine Leute, die die Spekulation einer sicheren Anlage vorzogen — Landpfarrer, Doktoren, und

jene kleinen Spekulanten, die ängstlich am Rande der Hochfinanz lebten. Die Aktien standen hoch über dem Nennwert und Cartwrights Anteil brachte ihm jährlich eine ansehnliche Summe ein. Was den kleinen Spekulanten wahrscheinlich am meisten anzog, war die Tatsache, daß die Gesellschaft eine Reserve besaß, die in der Bilanz als respektvollende Zahl figurierte. Und diese Reserven waren es gerade, an denen die Gedanken der vier ruhigen Männer hingen, die sich zwanglos in dem Zimmer eines Pariser Hotels getroffen hatten.

Sie hatten sich zu dritt gegen Cartwright zusammengeschlossen, weil keiner seiner Teilhaber allein Auge in Auge mit ihm bestehen konnte.

„Es ist zu gefährlich, Herr Cartwright,“ begann Gribbler, dessen Nationalität unbestimmt war; „unser Risiko ist sowieso schon sehr groß, und meiner Meinung nach können wir es uns nicht leisten, es noch größer werden zu lassen. Das Geld wird sicher gezeichnet und sogar überzeichnet, wenn Sie sich an das englische Publikum wenden.“

Cartwright runzelte die Stirn.

„Warum sollen wir denn nicht selbst den Profit einstecken?“ fragte er; „wir können doch ruhig die Reserven angreifen.“

„Die werden nicht angerührt,“ unterbrach der vorsichtige Gribbler und schüttelte heftig den Kopf. „Auf Ehre, nein, die rühren wir nicht an! Denn eins ist sicher, die mageren Jahre kommen noch, und die Aktionäre wollen nach wie vor ihre Dividende haben.“

Cartwright ließ das Thema fallen. Es gab noch andere Möglichkeiten, um seinen maurischen Plan zu finanzieren: Das Benson-Syndikat zum Beispiel.

Er erzählte beredt von diesem neuen Unternehmen, das sein Hauptquartier in Paris aufschlagen sollte und somit immer den Blicken seiner skeptischen Mitdirektoren ausgesetzt wäre. Fließend und leicht tönten Namen von seinen Lippen — Namen, die in der finanziellen Welt großes Gewicht hatten. Die drei Männer mußten zugeben, daß das Benson-Syndikat anscheinend eine sichere Sache sei.

Wichtiger jedoch war die Angelegenheit, die Alfred Cartwright eine Woche später zur Station St. Lazare führte, um jemanden dort abzuholen.

Sie sprang aus dem Zug, sah sich mit zweifelndem Gesicht um, das sich jedoch sofort aufhellte, als sie den mürrischen Cartwright erblickte.

„Mein Gott, bin ich froh,“ sagte sie, „ich hatte schon Angst, Sie würden nicht hier sein, und ich besitze nur noch ein paar Pfund.“

„Haben Sie meine Depesche bekommen?“ fragte er, und sie lächelte und zeigte dabei zwei Reihen perlweißer Zähne.

„Ich bin noch ganz im unklaren,“ sagte sie. „Was soll ich denn nun eigentlich in Paris tun?“

„Erst wollen wir essen und dann reden,“ sagte er, „Sie müssen ja hungrig sein.“

„Ich sterbe vor Hunger,“ lachte sie.

Er hatte ein Auto warten lassen und sauste mit ihr in eine kleine Straße, die von dem Boulevard des Italiens abbiegt, und in der sich eines der besten Re-



Restaurants von Paris befindet. Das Mädchen sah sich beifällig um. Die Heiterkeit und der Luxus des Raumes gefielen ihr.

„Sagen Sie,“ fragte sie neidisch, „nehmen Sie alle Tage Ihren Lunch hier ein?“

„Kennen Sie dieses Restaurant?“ fragte er.

„Ich habe es schon gesehen,“ gab sie zu, „aber bis jetzt ist ein Mittagessen zu drei Franc bei Duval das höchste der Gefühle für mich gewesen.“

Sie erzählte ihm, wie sie als Tänzerin nach dem Kontinent gekommen sei, und daß sie in einem winzigen Kabarett auf dem Montmartre als eine der „flotten Schwestern Jones“ gegläntzt habe, ehe sie von dem Impresario entdeckt wurde, der für seine Tour durch die Levante ein Ensemble zusammenstellte.

Cartwright schätzte sie auf neunzehn Jahre, fand sie außerordentlich hübsch und glaubte, daß sie, unter gewissen Bedingungen, selbst in den besten Kreisen eine gute Figur machen würde. Mit einem grimmigen Lächeln dachte er daran, was Maxell, dieser strenge und wählerische Mann, sagen würde, wenn er wüßte, daß das Mädchen bei ihm in Paris sei. Würde Maxell sie anerkennen? Er glaubte nicht. Maxell war ein wenig puritanisch und in gewisser Weise sogar langweilig. Aber er war unentbehrlich. Er war ein glänzender Jurist, stand mit der Regierung auf gutem Fuße, und es könnten Zeiten kommen, in denen Maxell ungeheuer nützlich sein würde. Cartwright konnte es sich wohl leisten, dem Juristen einen kleinen Anteil an dem Gewinn zu geben, den er erwartete, denn Maxells Bedürfnisse waren gering und sein Ehrgeiz bescheiden.

Cartwright dachte in Millionen. Maxell höchstens in fünfstelligen Zahlen. Wenn Cartwrights Plan sich durchsetzte, so konnte er sich diese fünfstellige Zahl wohl leisten.

„Was ist denn mit Ihrem Freunde los?“ fragte das Mädchen, als ob es seine Gedanken erraten hätte. „der Mann, von dem ich mich fernhalten sollte. Warum sollte er mich denn nicht sehen dürfen?“

Cartwright zuckte die Achseln.

„Ist das wirklich so wichtig? Er ist in England.“

„Wer ist es?“ Sie war neugierig.

„Ach, ein Freund von mir.“

„Und wer sind Sie?“ fragte sie und sah ihm prüfend ins Gesicht. „Wenn ich in Paris doch etwas für Sie tun soll, so finde ich die Smith-, Brown- oder Robinson-Auswahl nicht ganz richtig. Sie sind gut zu mir gewesen, aber ich möchte doch wissen, für wen ich arbeiten soll, und was für Arbeit Sie von mir verlangen.“

Cartwright duckte den Kopf — eine kleine nervöse Angewohnheit, wenn er über etwas nachdachte.

„Ich habe geschäftlich hier zu tun.“

„Sie brauchen mich doch nicht etwa für ein Büro?“ Sie sah ihn argwöhnisch an. „Meine Bildung ist sehr minderwertig.“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, für ein Büro brauche ich Sie nicht,“ erwiderte er mit einem Lächeln. „Und doch, ist es gewissermaßen Büroarbeit. Ich leite hier ein kleines Syndikat, das Benson-Syndikat. Benson ist meine Name —“

„Oder der Name, den Sie führen,“ warf sie schnell ein. Er lachte.

„Wie geschieht Sie sind. Na, ich denke, O'Grady wird auch nicht ihr richtiger Name sein, wenn wir es darauf ankommen lassen.“

Sie erwiderte nichts, und er fuhr fort:

„Ich brauche jemanden in Paris, auf den ich mich verlassen kann; jemanden, der Geld für mich in Empfang nimmt, es an das Benson-Syndikat überweist, und es nach meiner Anweisung in Unternehmungen anlegt.“

„Und woher wissen Sie, daß ich Sie nicht bestehlen werde? Bis jetzt hat mir noch niemand Geld anvertraut.“

Er hätte ihr sagen können, daß sie nicht viel Geld auf einmal in die Hände bekommen und ständig beobachtet würde. Er zog es jedoch vor, seiner neuen Angestellten eine schmeichelhaftere Erklärung zu geben. Sie war nicht nur schmeichelhaft, sondern sie enthielt auch immerhin ein großes Korn Wahrheit und drückte einigermaßen Alfred Cartwrights Ueberzeugung aus.

„Frauen sind ehrlicher als Männer. Ich würde es mir zweimal überlegen, ehe ich einen Mann — selbst meinen besten Freund — auf den Posten stellen würde, den ich Ihnen jetzt gebe. Es ist eine einfache Arbeit, und ich werde Sie gut bezahlen. Sie können in einem der besten Hotels wohnen — ja, das müssen Sie sogar tun. Sie können —“ er zögerte, „Sie können als Frau Benson, als reiche Engländerin, auftreten.“

Sie sah ihn mit erstaunten Augen an.

„Was hat es für einen Zweck, das von mir zu verlangen? Ich glaubte, Sie würden mir eine richtige Arbeit geben. Ich bin sehr ungeschickt in Geschäften.“

„Das macht nichts,“ sagte er kühl, „Sie brauchen sich nur eine gewisse Routine anzueignen, und ich werde Ihnen die Sache so erklären, daß Sie kaum einen Fehler machen können. Es ist eine Beschäftigung, die Ihnen viel Zeit läßt, Ihnen ein gutes Einkommen, schöne Kleider und ein Auto verschafft. Na, werden Sie ein vernünftiges Mädel sein und einschlagen?“

Sie dachte einen Augenblick nach, dann nickte sie.

„Wenn ich jeden Tag hier meinen Lunch nehmen kann, dann tue ich es,“ sagte sie entschlossen.

So wurde das merkwürdige Benson-Syndikat gegründet, über das so viel geschrieben und so viele Theorien entwickelt wurden. Denn, um die Wahrheit zu sagen, das Benson-Syndikat existierte erst von dem Augenblick an, in dem Cartwright es in Ciro's Restaurant ins Leben rief. Es wurde geboren aus der Opposition, die er erfahren hatte, und er mußte sich mit der Gründung beeilen, weil fast stündlich aus London beunruhigende Telegramme kamen.

Wie gesagt, Cartwright hatte vielseitige Interessen. Das Türschild seines Büros in der Victoria Street in London war mit den Namen der Gesellschaften bedeckt, die ihren Sitz in der schmucken, von ihm bewohnten Etage hatten. Es waren da noch zwei weitere Büros in der Londoner City, für die Herr Cartwright die Miete bezahlte, allerdings nicht unter seinem Namen. Da gab es unzählige Syndikate und Gesellschaften, Gruben-syndikate, Ausbeutungs-Gesellschaften, Finanz- und Minen-Gesellschaften, die alle richtiggehend ins Handelsregister eingetragen waren, und für die ein gemeinsamer Syndikus vollaus beschäftigt war; denn die Handels-gesetze sind vertrackt, und Cartwright war viel zu geschäftig, um sich kleine Uebertretungen zuschulden kommen zu lassen.

Und zu all' diesen Gesellschaften gehörten Aktionäre; einige von ihnen gaben sich zufrieden, andere — die meisten — waren sehr ungehalten über den geringen Gewinnanteil, und wieder andere pflegten ihre Anteil-scheine ihren Freunden als Kuriosität zu zeigen und ihnen die traurige Geschichte zu erzählen, wie man sie zur Beteiligung verführt hätte.

Nur ein sehr gescheiter Jurist, ein Spezialist für Handelsrecht, hätte im einzelnen die winkelflüchtige Art von Cartwrights Finanzsystem erklären können. Da waren Anleihen von einer Gesellschaft bei der anderen, wobei häufig die Aktien einer dritten Gesellschaft als Sicherheit fungierten; da war ein System von über-zogenen Wechseln, die zugunsten eines wackligen Familienmitgliedes ausgestellt waren, und für die das Guthaben eines Mannes bürgte, der der Welt eine kühne Miene zeigen konnte, und der vielleicht sogar zur Börse zugelassen war; und noch viele andere verwickelte Trans-aktionen, denen nur ein gewiegter Mathematiker folgen könnte.

(Fortsetzung folgt.)



# Der blaue Saphir.

Novelle von E. Maser.

George Willen wurde der Sängerin nach einer Aufführung von Verdi „La Traviata“, in der er sie die Violetta hatte singen hören, durch einen Freund vorgestellt. Sie war im Begriff, in ihr Auto zu steigen, und ihre schmale, weißgeputzte Hand lag auf dem dunklen Rahmen des Wagens wie Eisen in auf schwarzem Samt. Im trüben Licht der Gaslaterne vor dem Bühneneingang funkelte am Zeigefinger ihrer linken Hand ein großer, blauer Saphir. Willens blickte sich in dem Sprühfeuer, während er die Rechte der Künstlerin, die sie ihm mit gewohnter Geste zum Aufsteigen reichte, in betonter Abwehr, ganz Anglomane, schließlich nur zum Schein seinem Munde näherte, um sie sogleich wieder freizugeben.

Dolores stieg, keineswegs beleidigt, eher von der ablehnenden Art des Fremden belustigt, in das Auto. Die beiden Herren hielten gleichzeitig den Blick auf die schmalen Fesseln gerichtet, die beim Aufsteigen unter dem schwarzen Seidencape sichtbar wurden. Willen kniff sacht prüfend die graublauen Augen zusammen, als gelte es, ein Rennpferd abzuschätzen. Der Arzt dagegen blinzelte schmunzelnd wie ein guter, alter, sehr harmloser Dinkel, der sich solche Freiheiten erlauben darf.

Während der Fahrt kam nur schleppend eine Unterhaltung zustande. Der Engländer vermied es absichtlich, das naheliegende Thema anzusprechen, die heutige Aufführung der Oper. Sein starr ausgeprägtes Selbstgefühl, das sich nie verleugnete und das sich anerkennen in seinen beherrschten und energischen Gesichtszügen zu erkennen gab, ließ ihn jede Situation vorsichtig umgehen, die ihn zur Anerkennung fremder Fähigkeiten oder Vorzüge zwang. Ein Kompliment aus seinem Munde war entweder durchdringt von verletzender Ironie oder es gehörte zu den Seltenheiten, die Frauen im Schrein der Erinnerung wie eine Reliquie aufbewahren. Dolores hatte durch Dr. Werner, der neben ihr saß, von Willens Eigenheiten gehört und lehnte nachsichtig lächelnd in den Lederkissen. Sie hatte die Augen wie in kaum zu verbergender Müdigkeit halb geschlossen, aber unter ihren dichten, schwarzen Wimpern hervor beobachtete sie unentwegt ihr wortforges Gegenüber.

Das Auto hielt vor einer kleinen Weinstube. Der Wirt brachte eifertig, ohne nach den Wünschen der späten Gäste zu fragen, eine Flasche alten, weißen Bordeaux, den Dolores stets bei ihm zu bestellen pflegte.

In dem altdeutsch eingerichteten, rauchigen Zimmer saßen nur wenige Stammgäste, die teils den Arzt, teils die Sängerin kannten und grüßten. Willen beschäftigte sich herausfordernd uninteressiert mit einer englischen Zigarette.

Nach dem zweiten Glas Wein kam Dolores in heitere, sprunghaft wechselnde Laune. Durch die zarte Haut ihrer blaugepuderten Wangen drang eine leichte, natürliche Röte. Die Augen, deren reines Blau durch künstliche Schattierung der Lider noch vertieft wurde, leuchteten wie der große oval geschliffene Saphir, dessen Schönheit in dem hellen Lichtkegel der Lampe, die niedrig über den weißgedeckten Tisch hing, erst voll zur Geltung kam.

Dr. Werner, verführt von dem unbekümmerten Lachen seiner Freundin, hob sein Glas gutgelaunt gegen das Licht und brachte einen Trinkspruch aus auf die Bläue, die Treue bedeute, aber in dem Auge einer schönen Frau zur Personifikation der Tugend werde.

George Willen trant schweigend. Sein Blick traf sich wie unabsichtlich mit dem der Sängerin, der sich jäh verschleierte hatte und nach innen gezogen, leer und erloschen wirkte. Offenbar um den Eindruck, den Werners geschmacklose Rede gemacht hatte, abzuschwächen, begann sie — lose an das Thema anknüpfend und es gleichzeitig geschickt abweisend — von ihrem Ring zu sprechen.

Das Blau des Saphirs bestehe, wie das des Himmels und des Meeres, in alter Intensität, wenn Menschengenerationen längst dahingegangen sind. Darum könne es wohl als Symbol der Treue gelten — wie der Ring, der keinen Anfang und kein Ende habe — überhaupt.

Willen kam ihr zur Hilfe, und ein guter Beobachter hätte in der allzu betont unbeteiligten Art, in der er es tat, erraten, daß ihm daran lag, auf unauffällige Weise über den Ring zu sprechen.

„Ihr Saphir ist von ungewöhnlicher Form und Größe. Darf ich ihn genauer ansehen?“

„Bitte!“ Sie hielt ihm die Hand hin, wehrte aber entsetzt ab, als er versuchte, ihr den Ring vom Finger zu ziehen.

Dr. Werner lachte schallend auf. „Da kennen Sie aber die Bühnenleute schlecht, lieber Willen, wenn Sie sie frei von Aberglauben wählen!“

Willen sah auf, sagte dann kurz, bestimmt, ohne den Einwurf des Arztes zu beachten: „Ihr Ring ist mit einem Geheimnis verknüpft? Ich halte Sie nicht für abergläubisch im üblichen, profanen Sinne.“

Am Dolores' Rippen spielte ein verlegenes, hilfloses Lächeln, das ihrem mondänen Gesicht etwas Anzügliches, Weiches gab. Der Doktor verfolgte erkannt den Wechsel ihres Gesichtsausdrucks und sah bald in des Engländers, bald in ihr Gesicht, ohne sich den plötzlichen Griff, das geheimnisvolle gegenseitige Vorstehen,

das die beiden, sich eben noch so fremden Menschen zu verbinden schien, erklären zu können.

Dolores küßte voll Inbrunst ihren Ring, und als sie den Kopf hob, schimmerten ihre Augen feucht. Dr. Werner zuckte verständnislos die Achseln und schrieb im stillen der Wirkung des alten Bordeauxweines die „theatralische Anwandlung“ zu, die seiner nüchternen, robusten Natur widerstand.

Willen wartete. Er saß regungslos, ganz auf Dolores' Antwort eingestellt. Es schien von ihm ein Fluidum auf diese Frau auszufließen, das sie zu berichten zwang. Sie sprach mit leiser, mädchenhafter Stimme, stoßend und wie gegen ihren Willen.

„Der Saphir soll die Unschuld beschützen und die Güte und das Mitleid im Herzen des Menschen, der ihn trägt, wachen und wachhalten. Aber dieser Saphir bedeutet für mich mehr — Ich darf ihn nie ablegen, nie verlieren.“

Sie schloß in geheimem Grauen die Augen. Dr. Werner kam die Szene der Violetta in den Sinn, in der sie mit weißen Rippen in bitterem Selbstbetrug das lebensbesehene Lied glücklicher Tage sang, um mitten im neuerwachten Glauben an Genuß und Liebesglück in den Armen Alfred Germonds tot zusammenzusinken.

Dolores öffnete die Augen wieder und fuhr mit fast monotoner Stimme in ihrer Erzählung fort:

„1847 starb in Paris die Schauspielerin Anne Françoise Hippolyte Cabetot Mars — Mademoiselle Mars, wie man sie allgemein nannte. Sie trat am Théâtre français auf und feierte zur Zeit Napoleons I. ungeheure Triumphe. Napoleon soll ihr, nachdem er sie in einem Molièreschen Stück in einer ihrer Glanzrollen gesehen hatte, diesen Saphir, der damals, in Gold gefaßt, an einer Kette hing, geschenkt haben. Ob das Gerücht von Napoleon ausging, der den Wert seines kostbaren Geschenkes dadurch erhöhen wollte, oder ob es von selbst entstand — jedenfalls ist es Tatsache, daß Mademoiselle Mars von jener Zeit an Erfolge über Erfolge errang und daß nicht nur sie, sondern ganz Frankreich ihrem Talisman das anhaltende Glück verdanken zu müssen glaubte. Der Stein hat sich als einziges Kleinod aus der Glanzzeit der Familie Mars erhalten. Man hat sich auf alle mögliche Art in seinen Besitz zu setzen versucht, aber ein gütiges Schicksal hat ihn für mich aufbewahrt. Ich bin die Urgroßnichte jener Schauspielerin. Meine Großeltern wanderten nach Kalifornien aus, ich wurde in Frisco geboren und kam als Kind nach Deutschland. Weder meine Großmutter noch meine Mutter wagten den Saphir zu tragen, weil sie seinen Verlust nie überwunden hätten. Erst vor meinem ersten Auftreten an der Oper steckte mir meine Mutter den inzwischen in einen Ring gefaßten Saphir an den Finger. Sie ermahnte mich mit Tränen in den Augen, den Stein nie zu verlieren, nie aus den Händen zu geben, denn in ihm wohne die Macht, mit dem Klang meiner Stimme alle Herzen zu bezwingen, in allen Tiefen aufzuwühlen. Seither begleitet mich der Ring von einem Erfolg zum andern. Ohne ihn könnte ich keinen Laut aus der Kehle bringen, weil ich an seinen Zauber glaube, wie an das Evangelium. Vielleicht ist es nur der Glaube, der mich stark macht — ich weiß es nicht.“

Dr. Werner räusperte sich geräuschvoll. Er war in den Damm der Erzählung geraten, ohne es zu wollen. In Dolores' weicher Stimme schwang ein Ton mit, den er nie an ihr wahrgenommen hatte, und der ihn seltsam erregte. War ihrer Stimme wirklich die Fähigkeit verliehen, alle Menschen zu bezaubern? Daß auch er, der nüchterne Skeptiker, der robuste gesunde Kerl, der alle überflüssigen Erscheinungen für Hirngespinnste pathologischer Naturen ausgab, ihrer Schwermut wachenden Melodist verfiel?

„Warum stellen Sie die Macht des Steines nicht auf die Probe, Dolores? Lohnt es Sie nicht, zu wissen, ob es wirklich Ihr Talisman oder nur Ihr Glaube an ihn vermag, Ihnen Erfolge zu erringen?“

Dr. Werner war dem Engländer dankbar für die ohne jeden Spott gestellte Frage, die auch Dolores zur Vernunft bringen mußte. Sie entgegnete aber bestimmt: „Nein, Mister Willen. Wissen wäre in diesem Falle gefahrbringend für mich. Ich fürchte die Wahrheit, denn wenn ich mich betrogen hätte, wenn der Stein keine übernatürlichen Kräfte besäße, dann müßte ich mich von Zufällen und vom Altern abhängig fühlen wie jede andere Frau und Künstlerin auch, und das nähme mir alle Sicherheit.“

Der Arzt mahnte verstimmt zum Aufbruch. Auf der Straße gab Willen ihm einen Wink, sich zu verabschieden. Er blinzelte ihm verständnislos mit seinen vom Wein geröteten Augen zu, stammelte eine Entschuldigung und war im Dunkel der Straße verschwunden. Dolores bemerkte es gar nicht. Sie hatte ihr Auto leer nach Hause fahren lassen, um auf dem Heimweg noch frische Luft zu genießen. Sie ging wie im Traum neben ihrem Begleiter her und lautete in sich hinein auf irgend ein Verbotenes Opernmotiv, zu dem sie die Textworte nicht finden konnte.

Die Stadt war dunkel und menschenleer. Willen legte mit ruhiger Entschiedenheit Dolores' Hand auf seinen Arm.

Ihren Körper durchlief ein Zittern. Sie schlug, wie fröstelnd, das Cape enger zusammen und begann schneller auszusprechen. Willen paßte sich mit seinen langen, regelmäßigen Schritten ihrem Tempo an, ohne zu sprechen. Je länger sie so nebeneinander herliefen, desto bestimmter wurde sich Dolores' innerer Griff.



vollen Gaffes gegen den Mann an ihrer Seite bewußt. Sie konnte sich die Ursache dieses Gefühls nicht erklären, aber es war da und wuchs sich zu einer fast körperlichen Empfindung aus. Sie hätte am liebsten ihre Hand, die feucht und wie angeschmiebet auf seinem Arm lag, heruntergerissen und wäre sinnlos in die Nacht gerannt, geflohen vor dem Unheimlichen, das sie aus Willens Blick oder Schweigen oder aus seiner Berührung anzufallen schien. Aber Scham vor dem Lächerlichen solcher Flücht lähmte sie.

Plötzlich fühlte sie ihre linke Hand umfaßt, und hevor sie begriff, was geschah, riß George Willen sie in seine Arme und presste seinen Mund auf ihre Lippen, daß sie zu ersticken glaubte. Sie bog sich mit aller Kraft zurück, stemmte Knie und Leib gegen den Mann, der sie fest umklammert hielt, und schlug blindlings mit zu Fäusten geballten Händen auf ihn ein. Dabei schrie sie, halb erstickt unter seinen wilden Küssen, die ihr ganzes Gesicht wahllos trafen: „Mein — nicht den Ring abgiehen! Lassen Sie mir den Ring!“

Unmüßig lockerte sich der brutale Griff seiner Hände. Er lachte auf, als sei der Ueberfall nur ein Scherz gewesen, und ließ Dolores allein auf der dunklen Straße stehen. Sie sah noch, daß er sich den Hut vom Kopfe riß und davonstürmte wie ein Rasender.

Sie taumelte gegen einen Gartenzaun und lehnte dort Minuten mit geschlossenen Augen, vor denen rote Funken durcheinanderwirbelten. Ihre Knie, ihre Hände zitterten, und ihr Herz klopfte in unheimlich raschen, harten Schlägen. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. War es das Unheimliche gewesen, das sie im Unterbewußtsein gefürchtet, erwartet hatte? Was war denn geschehen? Hatte irgendein Mann, ein gewohnheitsmäßiger Dieb oder ein gerissener Hochstapler sich in den Besitz ihres einzigartigen Kleinodes zu setzen versucht?

Nein! Jetzt mußte sie es, und sie wußte zugleich, daß dies die tiefste Ursache ihrer Erregung und ihres Entsetzens war: daß sie George Willen liebte. Daß sie ihn mit jener Liebe liebte, die bei der ersten Begegnung aufflammt, ohne sich vielleicht sofort in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Daß, Trotz rief sie zuerst hervor, in dem unbefimmten Bestreben, sich gegen den Einfluß des Stärkeren zu wappnen.

Gewiß, es konnte sein, daß Willen, dem sie ein interessantes Experiment auf Kosten eines anderen auszuführen traute, ihr nur die Haltlosigkeit ihres Aberglaubens beweisen wollte. Aber mit welchem Recht erlaubte er sich einen so gewaltsamen Eingriff in ihre persönlichen Angelegenheiten? Hatte sie ihm nicht gesagt, daß ihr Künstlertum mit dem Stein verloren ging?

Sie brach in nervöses Schluchzen aus, mit dem sich ihre Aufregung legte und einer wehmütigen, schmerzlichen Stimmung Platz machte, die ihr bei aller inneren Zerrissenheit ein klein wenig Wohltat. Langsam, mit schleppenden Schritten ging sie ihrer in der Nähe befindlichen Wohnung zu.

Vor ihrer Haustür überkam sie noch einmal ein wahnsinniges Erschrecken. Sie griff nach ihrem Ring und fand ihn unversehrt am Finger ihrer linken Hand. Sie atmete tief und dankbar auf und presste, wie schon einmal an diesem Abend, den Stein voll Inbrunst gegen ihre heißen, trockenen Lippen.

Dolores hatte sich im Laufe weniger Wochen so verändert, daß es allgemein auffiel. Sie sah bleich und abgezehrt aus und war zu müde, um abends nach der Vorstellung noch ein Lokal aufzusuchen, wie sie es früher zuweilen getan hatte.

An probefreien Tagen schlief sie bis zum Nachmittag. Dr. Werner, der sie einmal im Theater traf, hatte ihr das Rauchen verboten, aber sie ließ die Zigarette nicht aus der Hand, bis sie den Bühnenraum betrat.

Etwa zwei Monate nach dem verhängnisvollen Abend in der kleinen Weinstube traf sie auf der Straße, gerade als sie von der Hauptprobe einer neuen Oper kam, unermutet George Willen.

Im Augenblick des Erkennens hatte sie sich schon in der Gewalt, aber sie konnte doch nicht verhindern, daß ihr das Blut heiß zum Kopf hochstieg, während er sie mit einem schneidend kalten Blick ansah, ohne sie zu grüßen.

Sie versuchte ihn in ihren Gedanken lächerlich zu machen, aber ihr Herz tat so weh bei allem häßvollen Spotten, daß sie nur mühsam die Tränen zurückhielt.

Sie stieg mit erzwungen beherrschten Bewegungen in ihr Auto und befahl abzufahren.

Der Chauffeur warf die Zeitung, in der er gelesen hatte, beiseite und bog sich zurück, um den Schlag zu schließen, der noch offen stand. Inzwischen war Willen an den Wagen herangetreten, schob die Hand des Mannes wie einen mißliebigen Gegenstand weg und stieg zu Dolores in den Wagen.

„Zöhrn!“

Dolores saß kaltweiß auf ihrem Sitz und fand kein Wort, das schroff, beleidigend genug gewesen wäre, es dieser Bestie ins Gesicht zu schleudern. Eine Ohrfeige mitten in dieses herrliche, brutale Gesicht war das einzige, was ihn wohl wirklich peinlich berühren mochte. Für Worte würde er doch nur ein höhnisches Lachen haben.

Sie sah zum Sprung gebückt wie eine Kacke. Willen schenkte ihr keinen Blick, sah gelangweilt zum Wagenfenster hinaus. Sie wußte, daß sie ihn nur schlagen konnte, wenn er sie ansah. Sie konzentrierte sich mit ihrer ganzen Energie auf den Befehl: Sieh mich an! Aber er war kein gutes Medium, er tat es nicht. Und plötzlich, ohne Uebergang, sank sie von ihrem Platz herunter auf die Knie und weinte schluchzend und stoßend wie ein Kind. Ihr Kopf lag auf seinen Füßen.

Der Wagen hielt. Willen beugte sich zu der Weinenden herab und sagte laut: „Ist Ihnen besser, Dolores? Kommen Sie — Sie sind zu Hause!“

Sie richtete sich langsam auf. Ihr Gesicht war rot und verweint. Der Chauffeur war ihr beim Aussteigen behilflich. Willen stand ihr nicht bei, aber er folgte ihr bis zur Haustür und sagte dann leise, mit einer ganz veränderten Stimme: „Sie müssen jetzt Ruhe haben — vergehen Sie einem Narren!“

Er ging.

Dolores warf sich in ihrem Schlafzimmer angeteilt auf's Bett, starrte in die Luft und lag so reglos bis zum Abend. In letzter Minute ließ sie sich von ihrem Mädchen umkleiden und fuhr ins Theater.

Sie sang ihre Partie ohne innere Teilnahme. Ihre Bewegungen wirkten mechanisch, nicht aus der Notwendigkeit des gegebenen Moments ersast.

Als sie in der Pause in ihre Garderobe zurückkehrte, fand sie auf dem Spiegeltisch einen Orchideenstrauch. Sie blieb lange davor sitzen, ohne die Blumen anzurühren. Sie dachte angestrengt, aber was sie dachte, blieb ohne Beziehung zu ihr. Sie sah eine geschnitten Frau vor dem Spiegel sitzen und starr lächeln. Und ganz leise hörte sie die Worte: Verzeihen Sie einem — Narren!

Es war still und warm in dem engen Raum. Man mußte ein Fenster öffnen, dachte sie müde. Aber sie hatte nicht mehr die Kraft, aufzustehen. Ihr Kopf sank tiefer und tiefer auf dem Stuhl.

Nach zehn Minuten schritt die Klingel des Inspektanten durch das Haus. Die Garderobiere stürzte herbei, rüttelte Dolores an der Schulter und rief erschreckt nach Wasser, als sie die halbgeschlossenen, nach oben gedrehten Augen der Ohnmächtigen sah. — Mit geringfügiger Verspätung wurde die Vorstellung fortgesetzt. Dolores sang mit matter, verklärter Stimme. Die Kritik brachte am anderen Tage zur Sprache, daß die so hochgeschätzte Sängerin in letzter Zeit häufig indisponiert gewesen sei und gut täte, einmal einen ganzen Monat lang zu pausieren. — Dolores lag, ein nasses Tuch um den Kopf gebunden, auf ihrem Bett. Dr. Werner saß neben ihr, zählte ihre Pulsschläge und erzählte dabei allerlei Bühnensalats, den er als Theaterarzt immer aus erster Hand geliefert bekam. Dann, während er schon aufstand und sich zum Gehen fertig machte, fiel ihm eine Neuigkeit ein.

„Den Engländer Willen haben Sie doch mal durch mich kennen gelernt, wissen Sie noch? Den traf ich heute in aller Herrgottsfrühe auf dem Bahnhof. Gang- und Mangellos wollte er nach London zurück. Ein eigenartiger Kerl, was? Ich bin nie aus ihm klug geworden.“ — Als er endlich gegangen war, sprang Dolores auf und rannte in das Nebenzimmer zum Telefon und bestellte ihr Auto. Sie riß den Umschlag vom Kopf, ordnete flüchtig ihr Haar, zog einen Mantel über und stieg in den inzwischen vorgefahrenen Wagen. — Fiebernd vor Ungeduld betrat sie das elegante Geschäft des Goldschmieds, bei dem sie sonst ihren Bühnenschmuck anfertigen ließ. Der Juwelier nahm erstaunt den Ring mit dem großen, blauen Saphir aus ihren zitternden Händen und betrachtete ihn eingehend.

„Bitte —“ sie überhastete sich beim Sprechen, daß er sie kaum verstand. „Prüfen Sie den Stein — auf seine Echtheit!“ — Minuten vergingen, dann sagte der graubärtige Mann zögernd, ernst: „Der Stein ist fabelhaft gut geschnitten, aber — aus gewöhnlichem Glas. Die Fassung ist echt, aber am Rand offenbar mit einem scharfen Gegenstand beschädigt.“

Dolores hielt sich mit beiden Händen am Samentisch fest. Man brachte ihr einen Stuhl, auf dem sie fast zusammenbrach. Die Erinnerung kam ihr an einen Strauß gelber Orchideen, die auf ihrem Spiegeltisch gelegen hatten und einen sonderbar süßlichen Geruch verbreiteten, der so müde machte — so köstlich müde — —

## Aus aller Welt.

**Neuer amerikanischer Autotruck.** Ford und General Motors haben einen ernsthaften Konkurrenten bekommen durch den Zusammenschluß der Autofirmen Dodge und Chrysler. Diese Firmen beherrschen nunmehr 80 Prozent der gesamten Kraftwagenfabrikation in Amerika, so daß den kleineren Firmen für die Zukunft wohl nur ein Zusammenschluß übrigbleiben wird, um existieren zu können.

**Schlafzimmer in Blau.** Untersuchungen über die Wirkung der verschiedenen Farben auf Personen, die an Schlaflosigkeit leiden, haben ergeben, daß blau am einschläferndsten wirkt, und die modernen Innenarchitekten raten zum blauen Innenanstrich des Schlafzimmers oder zur blauen Tapete.

## fröhliche Ecke.

**Die kluge Frau.** „Anni,“ stöhnt der Gatte, „stell dir vor, Anni, die Bank, in der ich mein ganzes Geld hatte, ist pleite gegangen!“ — „Da kannst du aber froh sein,“ erwidert die ahnungslose junge Frau, „daß du dein Scheidbuch im Hause hast.“

**Pantoffelhelfer** (vom Auto überfahren): „Mein Name ist Hermann, Hafengasse 26, sofort meiner Eltern mitteilen, daß ich nicht zum Essen komme!“